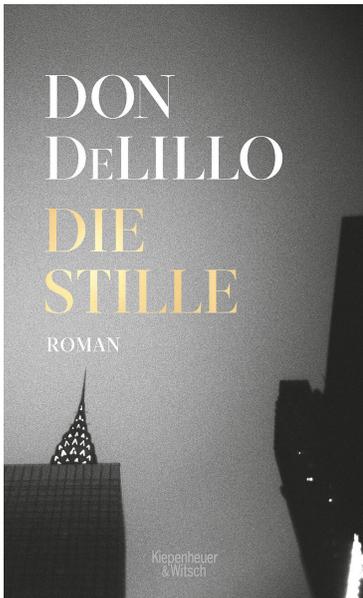


CALLIGRAMME

BUCHHANDLUNG

Don DeLillo: Die Stille

(Kiepenheuer & Witsch, Köln 2020, übersetzt von Frank Heibert)

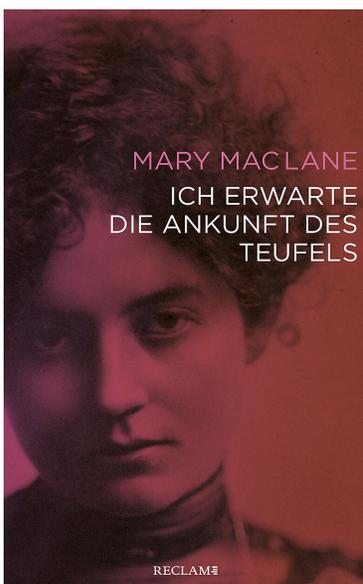


„Die Stille“, ein kleiner, feiner Roman aus der Feder des US-Amerikaners Don DeLillo, handelt, wie der Titel vermuten lässt, vom Grundklang der postmodernen Apokalypse, wenn er als Folge des Verlustes aller Energieversorgung auf Erden mit einem unhörbaren und dennoch unüberhörbaren Knall die Sinfonie des Nichts einläutet. Dieses Nichts wird in diesem Falle getragen von einer winzigen Gruppe gegenseitig befreundeter Menschen, die sich in einem New Yorker Apartment am Super-Bowl-Sunday im Jahre 2022 einfinden und welche im Moment der Genese des Systemtodes durch Ausfall der globalen Elektrizität und also der von ihr betriebenen Technik unterschiedlicher nicht agieren könnten. Erklärungen werden gesucht, selbst ent- und wieder verworfen, Einstein'sche Formeln treffen auf sexuelle Anziehungskräfte, schwarze Bildschirme auf imaginierte Alternativrealitäten, zur Neige gehende Kerzen auf eine Welt Dunkelheit und whiskyselige Apathie auf übersteigerten, moralbrechenden Aktionismus. Und trotz aller Unruhe und Unrast entwirft DeLillo diese Variation der Endzeit ohne grosse Szenenwechsel, ohne unnötigen Klamauk, aber dafür mit einigem Augenzwinkern in der fast schon physisch greifbaren Ernsthaftigkeit, um alle Deutungshoheit in Wahnwitz und eben „Stille“ versinken zu lassen, wenn das ungreifbare Grauen beginnt...

– Sandro Schäppi

Mary MacLane: Ich erwarte die Ankunft des Teufels

(Reclam, Stuttgart 2021, übersetzt von Ann Cotten)



Sie ist ausgehungert – irrt durch die Ödnis von Montana, in der die Bergwerke die Natur ausgebeutet haben und nur noch Sand zurückbleibt, auf den sie ihre überheblichen kleinen Füße setzen kann, und wartet.

Sie ist pathetisch und ein Biest. Wäre sie eines der sterblichen Tiere, so schreibt sie, dann wäre sie eine Mischung aus einem Schwein, einem Leopard und einem Stinktier. In ihrer Welt steht alles still – sie hungert nach Liebe, danach, nicht allein zu sein, und in ihrem Wohnzimmer sitzt der Teufel und hört sich ihren Heiratsantrag an.

Mary MacLane ist neunzehn Jahre alt, als sie 1901 das Buch schreibt, welches sie aus ihrer Einsamkeit hinauskatapultieren und ihr ein Bohème-Leben in Chicago ermöglichen wird. Mit provozierender Offenheit erklärt sie sich darin zum Genie und versenkt sich in fiebrigen, egomanischen Liebesschwüren. Vielleicht spricht in ihr einfach das alleingelassene, theatralische Mädchen, das unreifer scheint, als ihre neunzehn Jahre erwarten lassen. Teils kann man nicht umhin, sie dafür zu verurteilen. Die Welt um Mary MacLane herum stand nicht still – während sie auf den Teufel wartete, fanden in ihrer Heimat-

CALLIGRAMME

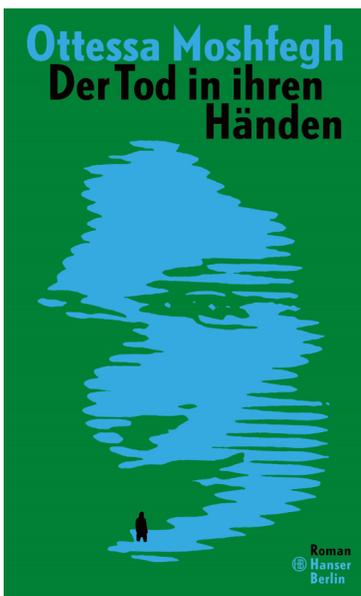
BUCHHANDLUNG

stadt Butte blutige Kämpfe für Arbeiterrechte statt, die sich noch über Jahre hinziehen sollten. Für die Menschen dieser Stadt hat Mary gerade mal fünf Seiten übrig, sie sind Hintergrundfiguren. Mary ist eine verzogene junge Frau, und sie macht keinen Hehl daraus. Aber auf ihr lastet auch der Geist vergangener Jahrhunderte; Jahrhunderte, die Frauen dafür bestrafen, weiblich zu sein, die ihnen versagten, den Ruhm zu suchen. Und mit unglaublicher Leichtigkeit fordert sie ihn und alles andere ein. Sie liegt nicht falsch. In ihr ist die Berechtigung, in Napoleon verliebt zu sein, den Mann-Teufel zu heiraten und ihre Anemonendame zu lieben. In ihr ist die Berechtigung, gegen die Einsamkeit und das Korsett anzuschreien, wie ein trotziges Kind durch den Schlamm zu staksen und die Welt zu verurteilen. Sie hat jedes Recht auf Pathos.

Das Tagebuch von Mary MacLane, das sie mit „Ich erwarte die Ankunft des Teufels“ betitelt, ist ein flirrender Text voller jugendlicher Träume, Todesfantasien und obsessiver Liebeserklärungen. Trotzdem scheint da mehr in dieser jungen Frau zu schlummern, die aus ihrer Einöde in die Welt hineinschreit. Nun lässt die Übersetzung von Ann Cotten Mary MacLane endlich auch im deutschen Sprachraum Fuss fassen: Ihre zwei weiteren Bücher „My Friend, Annabel Lee“ und „I, Mary MacLane: A Diary of Human Days“ werden in den nächsten Monaten auf Deutsch erscheinen; ersteres wird ab März unter dem Titel „Meine Freundin Annabel Lee“ erhältlich sein. – Artemisia Valisa

Otessa Moshfegh: Der Tod in ihren Händen

(Hanser Berlin, 2021, übersetzt von Anke Caroline Burger)



Über Roberto Bolaño sagte der österreichische Autor Clemens J. Setz einmal, seine Spezialität sei es, ganz alltägliche Szenen so zu schreiben, dass man beim Lesen Todesangst empfinde. Das kann auch Otessa Moshfegh, in Boston geborene Tochter eines iranisch-jüdischen Violinisten und einer kroatischen Bratschistin, die vor der Khomeini-Revolution in die USA flüchteten. Ihr vierter Roman beginnt wie eine harmlose Schnitzeljagd. Eine ältere Dame namens Vesta Guhl ist nach dem Tod ihres Mannes, eines Professors für Epistemologie, in einen Weiler an der US-amerikanischen Ostküste gezogen, wo sie niemanden kennt. Auf einem Spaziergang mit ihrem Hund findet sie ein Blatt Papier auf dem Waldboden: „Sie hiess Magda. Niemand wird je erfahren, wer sie ermordet hat. Ich war es nicht. Hier ist ihre Leiche.“

Die Notiz wird zur Keimzelle eines Romans im Roman. Vesta Guhl imaginiert das Schicksal einer aus Belarus stammenden jungen Tänzerin, die vom Teenager-Sohn ihrer Zimmervermieterin bedrängt wird. Die etwas verwirrte Witwe in ihrem abgelegenen Blockhaus phantasiert sich ein gruseliges Figurenkabinett zusammen und lässt es mit ihrer realen Umwelt, die ihr fremd bleibt, verschmelzen. Einen

CALLIGRAMME

BUCHHANDLUNG

dämonenartigen Bösewicht mit dem sprechenden Namen „Ghod“ identifiziert sie mit dem örtlichen Sheriff, der sie ermahnt, als sie mit übersetzter Geschwindigkeit in die nahe Kleinstadt unterwegs ist.

So wird die erste Hälfte des Romans zu einer kleinen Poetik, zu einer Geschichte über die Geburt von Geschichten aus dem Geist der Einsamkeit und der Paranoia. Wir leiden mit der Ich-Erzählerin mit und fürchten uns mit ihr vor einer Bedrohung, die sie selber kreiert; wir bedauern sie für das verpfuschte Leben an der Seite ihres dominanten, zynischen Gatten, in das sie uns nach und nach einweicht. Indem sie sich Magdas Geschichte ausdenkt, formt sie sich ein Alter Ego, erschafft sich selbst neu, aber im Zeichen des Todes: „Was für eine seltsame Verantwortung das war, den Tod eines Menschen in Händen zu halten. Der Tod erschien mir fragil wie tausend Jahre altes, brüchiges Papier. Eine falsche Bewegung, und alles würde mir zwischen den Fingern zerfallen.“

Doch je länger wir lesen, desto unheimlicher wird uns die Gesellschaft der Ich-Erzählerin. Das ist die Raffinesse dieses Romans. Ein kalter Schauer rieselt uns über den Rücken, als hätten wir eine Untote umarmt. Denn wie schon in ihren ersten Romanen „McGlue“ und „Eileen“ erweist sich Ottessa Moshfegh als Virtuosin des unzuverlässigen Erzählens. Als wäre sie eine Partisanin von Maurice Blanchot („La littérature et le droit à la mort“), schreibt Moshfegh Literatur als Gespinst aus Geborenwerden und Sterben. Nicht zufällig heisst die Kleinstadt, in deren Nähe Vesta lebt, Bethsmane – eine Mischung aus Bethlehem und Gethsemane. In Gethsemane steht die Todesangstbasilika, und Todesangst ist das, was Vestas emsiges Wähnen und Dichten eigentlich an- und umtreibt. Als ihr Hund wegläuft, spitzt sich die Situation zu. Auf der Suche nach dem vierbeinigen Gefährten fällt sie bei Nachbarn in Ohnmacht und erhält von diesen einen Ratgeber über den Tod. Halluzinierend stolpert sie durch die Gegend, fürchtet sich vor den Sternen am Himmel und muss schliesslich – in einer erschütternden Schlussequenz – feststellen, dass alle Gefahr von ihr selbst ausgeht. Von ihr, Vesta... von ihr, der Literatur, der Stimme der Fäulnis und des verwesenden Lebens. – Michael Pfister